

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 2

Artikel: Ludwig Thoma : ein Volksdichter
Autor: Seelig, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lehmhütten. Ein Markt kam nach, und die Stadt war fertig. — Noch zu Lebzeiten des Gründers entwickelte sich der neue Ort zum Haupthandelsplatz des Landes, und seit zehn Jahren ist er Endstation der Eisenbahn ans Rote Meer.

Die abessinische Hauptstadt ist nun durch Draht und Schienenstrang mit der großen Welt verbunden; der weite Raum ist überwunden, aber zwischen ihr und Westeuropa liegt trennend immer noch die Zeit: nämlich ein Jahrtausend menschlicher Entwicklung.

Ludwig Thoma: Ein Volksdichter.

Von Carl Seelig.

Der Verlag Albert Langen in München, dem die „Gesammelten Werke“ von Ludwig Thoma zu danken sind, nennt ihn „Bayerns volkstümlichsten Dichter“. Ein Wort, das nicht zu hoch gegriffen ist, denn selten wird man das Herz eines Volkes unverfälschter schlagen hören als in diesen vier wohlbeleibten Bänden, die, Zeugnis einer unwandelbaren Liebe, Heimatkunst im besten Sinne sind. Ihre tiefsten Wurzeln findet man in Thoma's ganz von bairischer Luft umwehtem Leben, dessen Etappen unter den Abschnitten „Autobiographisches“, „Erinnerungen“, „Leute, die ich kannte“ und „Stadelheimer Tagebuch“ aufgezeichnet sind. Besonders gern verweilt der Dichter bei seiner Jugendzeit, die ihm, da sein Vater Oberförster war, die für sein späteres Schaffen ausschlaggebende Kenntnis von Natur und Bauernvolk schenkte. Ereignisse, die im Stadtkind bald verbllassen, schlügen ihn als Mann noch oft in ihren Bann, so die Weihnachtsfeste, die das einsame Försterhaus wochenlang mit Aufregung und freudiger Erwartung belebten. „Als meine Mutter — erzählt Thoma — an einem Morgen nach der

Bescherung in das Zimmer eintrat, wo der Christbaum stand, sah sie mich stolz mit einem Säbel herumspazieren, aber ebenso frohbewegt schritt mein Vater im Hemde auf und ab und hatte den neuen Werderstutzen umgehängt, den ihm das Christkind gebracht hatte.“ Weniger glücklich gestalteten sich die von sonnigen Ferien erhellsen Münchenner Schuljahre, worüber er unter anderem nachdenklich folgendes schreibt: „Ich halte für die beste Erziehung die, die jungen Menschen Widerwillen gegen Taftlosigkeit und Unbescheidenheit einflößt. Da ist Vorbedingung ein herzliches Verhältnis zu den Lehrern. Das unsere war so, daß wir alle, auch da, wo wir das Recht auf Seiten der Lehrer sahen, Partei gegen sie nahmen. Das

naturliche Empfinden der Jugend entscheidet sich aber, wenn es nicht durch schädigende Einflüsse beeinflußt wird, immer für das Recht. Der schädliche Einfluß war das ganze System. Heute ist, wie ich sehen kann, vieles besser geworden. Und ich glaube, die Schüler von heute werden sich dereinst nicht mehr als Graubärte mit Entrüstung über ihre Schulzeit unterhalten.“ Ein harmloser, vom Rektor unnötig aufgebauschter



Ludwig Thoma.

Vorfall wegen eines entdeckten Liebesbriefes hätte fast zum Selbstmord geführt, woran seine Mitschüler nicht ohne Schuld gewesen wären, indem „lauter halb- und ganzfertige, ihr eigenes Heil und ihren Nutzen kennende Spießbürger auf den Schulbänken saßen.“ Nach zwei Semestern an der Forstakademie in Aschaffenburg sattelte Thoma zur Rechtswissenschaft um, bestand in der vorgeschriebenen Zeit seine Examina und stellte sich in brennendem Eifer, ein unbeugsamer Hüter der Gerechtigkeit zu werden, dem Amtsvorstande zur Verfügung. „Von da ab brachte mir fast jeder Tag eine Enttäuschung, bis ich von allen Illusionen geheilt war.“ Seine Vorgesetzten entpuppten sich als trockene, unbedeutende Menschen, die Juristen als „verheint“, die wenig von dem Volk wußten, in dessen Mitte sie lebten. „In den Zivilverhandlungen lernte ich die Dehnung der Bagatellsachen durch Advokaten kennen. Wie lange konnte sich ein Prozeß um zwanzig Mark hinschleppen! Wie bald verschwand die Streitsumme neben den Kosten der Zeugen, Sachverständigen und Anwälte, womöglich gar eines Augenscheines! War man endlich ans Ziel gelangt, nämlich dahin, daß es den Streitenden zu dumm wurde, dann stellte sich heraus, daß die Brühe viel teurer geworden war als der Fisch, und aus Scheu vor den Kosten prozessierte man weiter, bis es den Streitteilern abermalen zu dumm wurde. Wenn zuletzt der Amtsrichter und die beiden Anwälte gemeinsam den Geist der Versöhnlichkeit heraufbeschworen, kam er mit einer langen Rechnung, und die Parteien mußten sein verspätetes Eintreffen beklagen.“ Und resümierend kommt Thoma zu dem Schluß: „Wenn ich der Wahrheit streng die Ehre gebe, muß ich sagen, daß ich nie böswillige Härte sah, wohl aber Engherzigkeit und Mangel an Verständnis für die Motive strafbarer Handlungen. Leidenschaften, denen eine Tat entsprungen war, wurde man selten gerecht und oft sah man abschreckende Rohheit, wo sich ein starkes Temperament hatte hinreißen lassen.“ Kurz, in diesen Kreisen, die er floh, wo es nur ging, — „denn jede Unterhaltung mit Bürgern, Handwerksgesellen oder Bauern war unvergleichlich anregender“ — konnte der freigeistige, geradlinige Thoma nicht heimisch werden. Als ihn daher seine erste literarische Arbeit, die erzählende Sammlung „Agricola“ in den Kreis der Mitarbeiter um den „Simplicissimus“ und

kurz darauf in dessen Redaktion trug, schwenkte er für immer zur Schriftstellerei ab. Die hiebei gepflückten Erinnerungen, so an die Maler Karl Haider, Friedrich Steub und Wilhelm von Diez, an den Verleger Albert Langen und die Dichter Otto Erich Hartleben, Frank Wedekind und Georg Queri hat er in schönen Denkblättern festgehalten. Langen, der Besitzer des „Simplicissimus“, und sein Mitarbeiter Frank Wedekind weilten damals — 1898 — wegen dessen satirischem Gedicht auf den Kaiser in der vielgenannten Palästinanummer — mehrere Jahre in der Schweiz, während der Maler Th. Th. Heine in Leipzig zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Auch Thoma machte mit dem Gericht öfters Bekanntschaft, am nachhaltigsten im Oktober 1906, als er wegen Beleidigung von Vertretern der Sittlichkeitsvereine in Stadelheim 6 Wochen Haft abzuhüßen mußte. Das dort abgefaßte „Stadelheimer Tagebuch“ findet man wie alles übrige in den „Gesammelten Werken“ abgedruckt. Nach dem Tode des Verlegers Langen sowie der Maler Wilke und Reznicek begann es um Thoma einsamer zu werden. „Spätere Erlebnisse — bekennt er — haben kaum mehr Einfluß auf mein Schaffen gehabt; was nun kam, war Arbeit und Ernte, kein Kampf mehr ums Werden. Das Schicksal des Vaterlandes hat fast alle Zusammenhänge zwischen damals und heute zerrissen; es führt keine Entwicklung aus jener nahen Vergangenheit, die uns doch so weit entrückt wurde, herüber. Ich fühle mich umso mehr vereinsamt, als ich alles, was sich heute in der Literatur, in der Kunst, in der Politik lärmend vordrängt, verabscheue.“ Mit einem Dank an die Jugendzeit, die Eltern und die Heimat enden seine Erinnerungen. „Um mich ist Heimat. Und ihre Erde kann einmal den, der sie herzlich liebte, nicht drücken.“ 1921 nahm sie den 54jährigen Dichter zu sich auf.

Wenn wir fragen, weshalb Thoma die große Schar der Heimatkünstler überflügelt, so ist es zweierlei: einmal die rücksichtslose Ehrlichkeit, mit der er gedichtet hat, ganz gleich, ob er die eigene Persönlichkeit, Freunde, Bauern, Bürger oder kulturelle Fragen, Politik, Religion, Literatur und anderes vornahm. Daher ist der Grundzug seiner Kunst absolut realistisch. Schönfärberei war ihm verhaft. Er wollte das Leben zeichnen, wie er's sah: mit warmen, liebenden, oft aber auch sehr spöttischen Augen, Augen, die lieber lachten, zürnten oder den üp-

pigen Reichtum des Lebens bestaunten als sich zu Tränen verdunkelten. Obwohl er das bairische Volk wie Wenige kannte und liebte, nahm er durchaus nicht alles als schön und gut hin; sein kritischer Verstand setzte automatisch da ein, wo statt Wissen Bildungsprozelei, statt Geradlinigkeit Heuchelei, statt Herzlichkeit trockenes Spießbürgertum, statt menschliches Gebaren reglementierte Beamtenwürde zu finden war. Dem allem rückte er unbarmherzig zu Leib. Unbarmherzig und unerschrocken! und so sehen wir als Lieblinge seiner Satire Typen, die zum Teil als unantastbar galten: den bairischen Spießer, den verberlinerten Beamten, Pfaffen, Lehrer, Kunstabauern. Es ist ein eigenartiger Genuss zu beobachten, wie er sich ihrer annimmt, mit welchem Hohn und welcher Freude er ihre Schwächen belauert und nicht nur Dichter, sondern zugleich Richter ist — ein Genuss, in den sich das lebhafte Bedauern mischt, feinen schweizerischen Satiriker dieses Formats zu haben. Thoma's weitere Bedeutung liegt in der großartigen Begabung, mit der er neben dem Schriftdeutschen den Dialekt verwendet und zwar so, daß im Roman oder im Theaterstück Beide gleichberechtigt nebeneinander herlaufen, wodurch die Charaktere überraschend fein nuanciert und die Dialoge belebt werden. Seine Werke sind in hohem Maße volkstümlich. Fast zu volkstümlich in der Lyrik, welche in der — bereits vertonten — bairischen Weihnachtslegende „Heilige Nacht“ ihren Kulminationspunkt erreicht, um dann in den hochdeutschen Gedichten zwar populäre, aber etwas ausgetretene Gefilde zu be-

ackern. Zur Probe den ersten Vers der beliebten „bairischen Chevauxleger“:

„Wir sind so froh und heiter,
Wir kennen's kein Beschwer,
Wir sind die leichten Reiter,
Die boarischen Schwanzscher.“

Fünfzehn Bühnenstücke zeugen für den Dramatiker Thoma. „Die Lokalbahn“, „Moral“, „Erster Klasse“, „Lottchen's Geburtstag“ u. a. figurieren noch immer im Programm guter und schlechter Bühnen, als Meisterstück bleibt aber die einaktige Komödie „Die Medaille“ bestehen, in der die Feier eines ordengeschmückten Bezirksamtsdieners mit dramatischem Humor und feinstem Charakterisierung der Gastgeber und Gäste dargestellt ist. Unter den über hundert abgedruckten Novellen und Sätzen erfreuen sich die boshaften „Lausbuben geschichten“ samt ihrer Fortsetzung „Tante Frieda“, der „Briefwechsel eines bairischen Landtagsabgeordneten“, die „Kleinstadtgeschichten“ und die Humoresken „Professor Karlchen“ besonderer Beliebtheit. Vollendete Kunstwerke sind die drei Romane „Andreas Böß“, „Der Wittiber“ und „Der Rüepp“, ferner einige größere Erzählungen wie „Altaich“ und „Hochzeit“. Die verblüffend echte Schilderung, wie in letzterer die geschäftsmäßige Verkuppelung von Braut und Bräutigam unter sel tener Einmütigkeit der soeben Angetrauten mit einer gierigen Marktgerei um den Kupplerlohn endet, gehört zu den unvergesslichen Eindrücken, die wir Thoma's Heimatbüchern verdanken.

Wir geben aus den „Kleinstadtgeschichten“ ein satirisch angehauchtes Musterchen.

Kabale und Liebe.

Eine Kleinstadtgeschichte von Ludwig Thoma.

Sie zeigte sich lieblich zu ihm und erweckte ihm Hoffnungen, die waren grün wie Buchenlaub. Es war aber zur Zeit der Schneeschmelze, daß Anton sie kennen lernte, an einem Feierabend, nachdem er sich den Ruß von Gesicht und Händen abgewaschen hatte. Er ging den Schloßberg hinauf und wußte nicht, warum er so seltsam bewegt war. Alle Rippen dehnten sich unter der Weste, und die Füße hoben sich von selber und marschierten dem Frühling entgegen.

Wo aus, du junger Schlossergeselle?

Immer weiter hinaus, wo das Glück sein muß. Es war aber ganz nahe und bog um die

Ecke und schaute Anton aus zwei blitzblauen Augen an.

Ei, guten Abend, Fräulein Babette, und so spät noch um den Weg? dachte er; denn was ein Dürnbucher Füngling ist, faßt sich nicht so leichthin das Herz, ein zierliches Frauenzimmer anzureden.

Er ging der Allerfeinsten nach und füllte sich mit Sehnsucht nach ihr, und als ihm das gleiche noch mehrere Tage geschehen war, wollte es sich schicken, daß er in ein Gespräch mit ihr kam.

Und Jungfer Babette Warmbüchler, eines